

# Die Gegenwart

Nr. 33.

Berlin, den 13. August 1910.

39. Jahrgang  
Band 78.

## Wahlorgen.

Wie liegen noch weit im Felde, die Reichstagswahlen, und doch sind die Diener der öffentlichen Meinung schon dabei, die Plätze der Abgeordneten mit neuen Karten zu bestücken, als säßen die Herren als Neugewählte bereits am Königsplatz, und selbst um die Präsidentenstellen rollen bereits die Würfel. Wer den Sozialdemokraten weniger als 120 Sitze herausrechnet, wird als Stümper in politicis beiseite geschoben, was am Ende noch nicht das Schlimmste ist, denn das Zungenreden der modernen Prophetenschule ist für Nüchterne unerträglich. Wer sich seine Kaltblütigkeit bewahrt, bemerkt, daß sich in die Reihen der Mittelparteien maskierte Feinde geschlichen haben, die Rückzugssignale blasen, während ihre Freunde auf der Gegenseite schreien: „Sie stehen!“ Diese Verwirrungstaktik wurde zu früh angewendet, als daß sie nicht erkannt werden sollte. Wir sind noch lange nicht bei der Generalprobe vor den Wahlen angelangt, wo die Darsteller ihr Organ mit vollster Kraft spielen lassen; einstweilen handelt es sich nur um Leseprobe, und der Rotstift des Regisseurs wird noch manchem einen dicken Strich durch die Rolle ziehen. Nur darf diese Erkenntnis nicht Gemeingut werden, das verträgt sich nicht mit dem Geschäft; es gilt die Siegeszuversicht zu steigern, als wenn die Wahlmacher einen festen Pakt mit dem Schicksal abgeschlossen hätten, der Bär schon zur Strecke gebracht wäre. Er ist zu früh aus dem Lager geschucht worden, und es wäre nicht das erste Mal, wenn vorzeitiger Jubel über einen Feind seinen Widerstand gestärkt hätte.

Sicher trifft dies auf den Bund der Landwirte zu. Nicht ganz taktvolle Äußerungen, die wirklich besser unterblieben wären, einiger Bundesagitatoren über die Beamenschaft haben den Gegnern in einigen Bezirken Wasser auf die Mühle geliefert, wobei vielleicht anzumerken wäre, daß eben diese Gegner zu andern Zeiten ebenso drastisch ihrem Zorn gegen den heiligen Bureaustatus Luft gemacht haben. Denn nur dieser ist gemeint gewesen. Der Bund zählt viel zu viel Beamte in seinen Reihen und kann deshalb nicht

in grundsätzliche Bekämpfung des Beamtentums eintreten. Außerdem schwärmte der Bauer zu keiner Zeit für die Herrscher in der Amtsstube. Innerhalb des Bundes werden also die beanstandeten Äußerungen schwerlich mehr als eine leiste Rüge zeitigen und dem Demagogentum, auf das er notwendigerweise zugeschnitten ist, keinen Abbruch tun. Es ist Heuchelei, einem agrarischen Agitator das zum Vorwurf machen zu wollen, was die Sozialdemokratie gewohnheitsmäßig Tag für Tag verübt. Man soll sich diese Verteidiger des Beamtentums näher ansehen, und man wird wissen, zu welchem Zweck sie sich in dieser Pose gefallen: Die Sozialdemokratie ist lieb Kind bei ihnen und darf sich alles erlauben, selbst dem Liberalismus tüchtig ins Gesicht schlagen; das wird als Streicheln aufgefaßt und mit dem milden Lächeln der Verzeihung quittiert, obgleich es sich bei geschwollener Backe einigermaßen verzerrt ausnimmt. Der Bund der Landwirte als solcher stellt nun aber, was ins Gewicht fällt, im Reichstagslage keine geschlossene Partei dar; es ist ein Freikorps, das Wahlarbeit verrichtet und mit dem Geiste des Agrarierturns andre Parteien zu durchdringen versucht. Dieser friedlichen Durchdringung sind, allerdings nach französisch-marokkanischem Muster, die Nationalliberalen von jeher in erster Linie ausgesetzt gewesen. Die Freischärler beunruhigten stets die Grenzgebiete und werden diesen unsichern Besitz vermutlich einbüßen. Das berührt aber die konservative Partei als solche nicht; ihr ist der Hauptfeind im Hanza-Bund erstanden, und von ihm hat der Liberalismus mittlerer Linie Förderung zu erwarten, vielleicht auch die Fortschrittliche Volkspartei, sobald sie gegen die Konservativen im Kampfe steht. Der Redakteur-Radikalismus, der in der bürgerlichen Presse hin und wieder sein Unwesen treibt im vollsten Bewußtsein seiner Unverantwortlichkeit, wird sich täuschen, wenn er ein Zusammengehen der vom Großkapital, der Industrie und dem Handel gestützten Hanza mit der Sozialdemokratie erhofft. So verblendet sind die Vertreter von Bildung und Besitz denn doch nicht, daß sie, obgleich sie dem Bund der Landwirte Abbruch zu tun bemüht sind, Mandatschacher mit dem Feind der bürgerlichen Gesellschaft treiben sollten. Als

verfechten, ihre betreffende Nummer von Mitte März ihm weihen. Die „Jugend“ mit einem glänzenden Essay Oskar Bulles, des nunmehrigen Generalsekretärs der Schiller-Stiftung, über deren langjähriges Vorstandsmitglied und den Goethehaus-Monographen Heyse, ferner poetische Gaben Ludwig Fuldas, eines alten Heyseaners, und anderer ihm Nahestehender, einem idealen Bildnis von Lenbachs Freundeshand, endlich einigen alten und jungen leuchtenden Perlen Heyse'scher Gefühls-poesie. Dann die „Süddeutschen Monatshefte“ mit Heyse's Tagebuch-Aufzeichnungen aus seinem Anteil an den Schleswig-Holsteinischen Wirren von 1863/64, seinem Märchenschwank „Die Geister des Rheins“ aus dem 1871er Siegesjubel und, damit da nicht plötzlich der „Politiker“ alle Aufmerksamkeit auf sich lenke, einem originell preisenden Aufsatz Josef Hofmiller's, „Heyse, der Dichter“. Das Schönste, worauf der oft angeschwärmte Mann heute wahrhaft stolz sein darf, ist ja eben der Umstand, daß der buntschimmerige Chor seiner Gegnerschaft jetzt schweigt und keinerlei zugespitzte Widersprüche am Lebensabend die Meinung über seine Leistungen trüben. Denn wie alle vier beigefertigte Biographen die wundersame Frische und dauerhafte Reife des Achtzigers buchen, so verbanden sich zur eindrucksvollen offiziellen Sonntagsfeier vom 13. März zu München so arg verschiedene Brüder in Apoll wie Wilhelm Jensen, Ludwig Ganghofer, Max Halbe, Ludwig Thoma mit allen möglichen Spitzen der künstlerischen, gelehrten, amtlichen, politischen, gesellschaftlichen Welt der bayerischen Hauptstadt. Und über all diese Monographen, Richter, Lobredner hinaus hat Heyse die volle Gewißheit, daß seine Werke nicht, wie die Klopstock bei Lessing, zu rufen brauchen: „Wir wollen weniger erhoben, doch desto mehr gelesen sein!“ Dazu helfe die Aufnahme richtig gewählter Musterstücke in weltverbreitete Sammlungen; in Reclams Universalbibliothek z. B. ist Heyse mit drei Dichtwerken vertreten: der feinen Novelle „Zwei Gefangene“ als Jubiläumsumnummer 1000, der biblischen Historie „König Saul“ und dem modern-psychologischen Drama „Mutter und Tochter“. So hat soeben die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung zu Hamburg-Großborstel ihren höchst preiswerten „Vollbüchern“ als Heft 26 „Andrea Delfin“ mit Einleitung und Bild des Meisters einverleibt. Kein schlechtes Zeichen für die Hochschätzung echter Poesie in deutschen Landen ist es wahrlich, daß Biographen, Kritiker, Herausgeber weiters, das Schöne und das Bleibende aus der Früchtesfülle seines Dichtergartens festzuhalten.



## Die französische Lyrik der Gegenwart.

Von Otto Grautoff (Paris).

Daß Erscheinen der Anthologie des poètes français contemporains, die der Literaturhistoriker G. Walch in dem Pariser Verlage von Ch. Delagrave herausgegeben hat, gibt Gelegenheit, die Entwicklung der französischen Dichtkunst im Verlauf der letzten vierzig Jahre so gründlich kennen zu lernen, wie es an der Hand einer Anthologie überhaupt möglich ist. Walch hat in den vier Bänden seiner Sammlung Proben von allen Dichtern vereinigt, die im Laufe der letzten vier Jahrzehnte irgendeine Art von Berühmtheit genossen haben; er hat auch Mut und Unparteilichkeit genug besessen, um im letzten Buch die jüngere Generation ausführlich zu Worte kommen zu lassen. Verdient die Einteilung der einzelnen Bände Anerkennung, darf die Auswahl der Gedichte Lob beanspruchen, so schleppen diese vier Bände doch soviel Ballast mit, daß dem Uneingeweihten der Geist ein wenig verwirrt wird durch die Überfülle: Daß Theophile Gautier den ersten und Stephan Mallarmé den zweiten Band dieser Anthologie einleitet, gibt dem fremdländischen Leser ein richtiges Bild von der Bedeutung beider. Daß aber Emile Verhaerens Verse im zweiten Bande zwischen Victor Marguerite und Ernest Dupuy's leichterem Kunst eingeklemmt wurden, täuscht das Publikum über die Bedeutung von Walch's flandrischem Landmann. Verhaeren, der größte unter den lebenden Dichtern, die in französischer Sprache schreiben, hätte den ersten Platz in dem dritten Bande gebührt und nicht Edmond Rostand, dessen geschwähige Muse, die marktschreierisch sich in jeder Reklamespezies profaniert, nie einen großen Gedanken dachte, nie einen lebendigen Vers schuf. Weil die Tagespresse häufig Namen wie Mendès, Rostand, Theuriot u. a. wiederholt, brauchen wir sie noch nicht als Dichter ernst zu nehmen und sie gleichzeitig mit Namen auszusprechen, deren Träger, fernab von allen buhlerischen Umgarnungen des Publikums, ernste und wahre Priester der Kunst waren oder sind. Diese allzu unperfönlliche und offenherzige Humanität beeinträchtigt ein wenig den Wert der schmucken Bändchen. Doch darf dieser Tadel nicht gar zu heftig ausgesprochen werden; denn Walch hat sich das Verdienst erworben, durch seine Anthologie, die in kurzer Frist in 60 000 Exemplaren abgesetzt wurde, die besten Dichter des modernen Frankreichs vollstündlich zu machen. Die französische Dichtkunst der letzten Jahrzehnte scheidet sich deutlich in drei Gruppen. Zu der ersten sind die wenigen zu zählen, die ohne irgendwelches Neue in Form und Inhalt hinzuzufügen, die Kunst der Parnassier fortsetzen. Ihr Haupt ist der greise Léon Dierx, nach Sully Prudhomme's Tode der letzte Überlebende aus der alten Gene-

ration von 1830. Diejenigen, welche sich an seine Ferse heften, haben als unpersönliche Epigonen für die Entwicklung der Lyrik keinerlei Bedeutung. Beträchtlicher ist die Gruppe, die in Mallarmé ihren Meister ehrt. Es gibt zwar auch in diesem Lager schwächliche, dünnblütige Nachahmer, aber in diesem Kreise ist die Zahl derer groß, die Mallarmés Kunstprinzipien und Weltbetrachtung mit eigenem Empfinden in sich durchlebt und aus ihr heraus neue Schönheiten und Formgedanken abgeleitet hat. Variationen der Mallarméschen Kunst spiegeln sich vielfältig wieder. Einige leisten Mallarmé nicht strenge Gefolgschaft; sie knüpfen an Beaudelaire an. Andre wiederum ehren in Verlaine ihren höchsten Meister. Und so ergibt sich innerhalb dieses Kreises ein außerordentlich vielfältiges Bild. Franzis Jammes, Henri de Regnier, Camille Mauclair, Viéle-Griffin, Jules Laforgue und Charles Guérin sind unter sich sehr verschiedene Dichter, die sich im Temperament, in der Weltbetrachtung und in der Form von einander deutlich unterscheiden.

Die dritte sich wahrerwandt fühlende Gemeinschaft geht in den Gleisen vorwärts, die Emile Verhaerens Entwicklung gezeichnet hat. Obgleich Verhaeren schon die Mitte der Fünfziger erreicht hat, ist sein Ruhm erst jung, ist der starke Eindruck, den sein Lebenswerk in den Herzen der Jüngsten grub, kaum zehn Jahre alt. Die zwingende Logik seiner organischen Entwicklung, die sich erst mit ganzer Seele in die Tradition versenkte, sich dann losriß, um die eigene Persönlichkeit zu ergründen und zu glorifizieren und endlich die Synthese erreichte, hat die ergreifende Wirkung hervorgerufen, der die Jugend nun erliegt. In der Betrachtung Verhaerens lernten diese Dichter den großen und tiefen Whitman begreifen. So kann eigentlich nicht von einem reinen Einfluß Verhaerens gesprochen werden; denn gleichzeitig gewann Whitman große Macht über die Jugend Frankreichs. Aus beiden lernten sie den feinen Zauber eines neuen sensibleren Rhythmus kennen, der ihrem differenzierten Empfinden entsprach. Als Bestätigung und Anregung ihrer Bestrebungen dienten ihnen die verdienstvollen Experimentalf- und Theoriestudien zur Phonetik, die der kluge Abbé Rousselot als Grundlage zu einer ganzen neuen Philosophie der französischen Sprache betrieb, indem er durch Atemmessungen das rhythmische Gefühl begründete und das Sprachgefühl vertiefte.

Die strenge Bewährtheit der Formen in der Tradition, die scheinbare Unerbittlichkeit alter Sprachtheorien und alter, metrischer Lyrik lassen die Bestrebungen, das junge Wollen dieser Gruppe als Revolution erscheinen. Diese Dichter wollen die Bewegtheit der Großstadt schildern. Wenn sie sich nun am Leben der Großstadt entzünden oder ihre Sehnsucht in den mythischen und geheimsten

Bildern ihrer Seele atmen lassen, so ist ihnen der Alexandriner, der langatmige Sechsfüßler, ein zu verbrauchter, fast unmöglicher Rahmen. Sie wollen dem Rhythmus lauschen, der mit den Gedanken zugleich in ihnen geboren wird, und nur ihn als Form ihrer Gedanken gelten lassen. Sie horchen auf die geheimen Schwingungen der einzelnen Worte und Silbenbetonungen und entdecken ein neues Leben, eine neue Beweglichkeit in ihnen, die dem alten System des Messens und Zählens der Versfüße widerspricht. Neue Möglichkeiten der Ausdruckskraft und des musikalischen Schwunges öffnen sich vor ihnen und locken sie auf eine neue Bahn. Die stärksten Dichter dieses Kreises sind René Ghil, Paul Fort, Jules Romains, Charles Vildrac, René Arcoz, Alfred Mercereau und Henri Guillaux.

Die Kunst dieses Kreises, die einer Renaissance der französischen Dichtkunst gleichkommt, hat einen bedeutenden Einfluß auf die französische Prosa gewonnen, so daß es dem Literaturfreund räthlich erscheinen dürfte, die Entwicklung dieser neuen, kräftigen Dichterschule aufmerkamer zu verfolgen. Sie teilt sich in viele kleine Zirkel, von denen jeder eine eigene Zeitschrift herausgibt. Da ist die älteste und bewährteste Vers et Prose, die Paul Fort leitet. Während diese Revue auch heute noch die zentrale ist, zersplittert sich die Bewegung in den jüngeren Gründungen. Die bedeutendste und wertvollste sind Les Bandeaux d'Or, der Arcoz und Mercereau vorstehen. Jean Royères Monatschrift La Phalange ist anregend und wertvoll. Unter gleich großen Gesichtspunkten wird La Revue des Lettres et des Arts geleitet, die allerdings wieder andre Tendenzen bevorzugt, vor allem sich viel mit deutscher Literatur befaßt. Einen großzügigen Charakter trägt der von Graf Fersen geleitete Akademos, der einen ganz internationalen Stil hat. Die nouvelle revue française ist allein durch ihren Herausgeber und hauptsächlichsten Mitarbeiter, André Gide wertvoll. Pan, Feu, Bessroi, les Marges stehen alle den jungen Dichtern offen. Von den älteren Zeitschriften befaßten sich hauptsächlich La Revue, La Grande revue und la revue bleue mit der jungen französischen Dichtkunst. Alle diese Wochen- und Monatschriften beständig zu verfolgen, ist für den Ausländer unmöglich, für den Pariser selbst schon schwierig, da keine Bibliothek, keine Zeitschriftenzentrale in Paris regelmäßig alle Zeitschriften erhält. Die mangelhafte Organisation des französischen Buchhandels trägt nicht nur die Schuld, daß der Abnehmerkreis dieser Revuen gering ist; sie ist auch dafür verantwortlich, daß die ersten Gedicht- und Profabücher der jungen französischen Literaten, die naturgemäß bei kleineren Verlegern erscheinen, so ungenügenden Absatz finden. Daraus erklärt sich, daß viele ernste Dichter Frankreichs (und oft gerade die begabtesten) häufig bis in ihr vierzigstes Lebensjahr hinein sich aus bitterer Lebens-

not nicht herausarbeiten können. Das erfahren wir, sobald wir uns in den Werdegang jeder literarischen Bewegung vertiefen. Die harten und schweren Existenzkämpfe der Dichter aber machen uns ihre Persönlichkeiten höchstens noch sympathischer: denn über solchen Kämpfen um der Kunst willen liegt immer ein Hauch der Weihe.



### Reisebilder.

Von Christian Wagner (Warmbrunn).

#### Luzern.

Abend ist's, und all die Blumen schlafen  
Düftestreuend an Lucernas Hasen.

Nächtlich gürten seines Ufers Säume  
Thujasträucher und Kastanienbäume.

Da auf einmal: welch ein Lichtgefunkel  
In der Seeflut grünem Wasserdunkel?

Jede Leuchte auf des Bergs Terrasse,  
Jedes Nischen drüben in der Gasse

Spinnt sich über, bildet Feuerwege,  
Wird zur Brücke; wird zum Wellenstege.

Mählig schwindend; — dämmeriger und blasser  
Langsam so verzitternd überm Wasser. —

Näher treten an die Schattenriesen  
Dich, Lucerna, in den Arm zu schließen.

#### Reichenau.

Reben auf ebenem Land, dort Gärten mit Athern  
und stolzen  
Sonnenblumen so ganz als Citabellen des Licht-  
gotts;

Und der Apfelbaum hängt voll von Früchten. —  
Ein Gasthaus

Nußlaubdüstig am Weg steht: Aus offenem Fenster  
Spät noch tönet Musik und erfüllet die lauschigen  
Gassen. —

Das ist Reichenau, Freund, und also schließet der  
Abend,

So die Sonn ist hinab von den Basalthügeln  
des Hegaus. —

#### Portici.

Badende Kinder am Strand und ebendachige Häuser,  
Blendend weiß und gerad wie frisch von der Lünche.

So weithin

Rattusfeigengeheg um schimmernde Willen und  
Gärten —

Das ist Portici, ist Resina. — Bläuliche Kiesel  
Kollert das Meer an den Strand, den leuchtenden. —

Waschende Weiber  
Halb im Wasser. — Im Boot wegrudernd frühliche  
Menschen. —

### Der Mensch muß wissen, was er tut.

Von Jeppe Hakjær.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen  
von Erich Schlaikjer (Groß-Flottbed).



Der Doktorwagen hielt vor dem Haus  
Höfers, während ein Bote nach einer  
Riste Zigarren hineingefandt wurde. Der  
Arzt legte sich schwer in den Wagenstuhl  
zurück, während die Reif-Kristalle des  
Bartes aneinander klirrten und über die schweren  
Hornknöpfe des Wagenmantels herabrollten. Eine  
Weile betrachtete er die Höhlungen in den Seiten  
der schnaubenden Pferde; sie arbeiteten — aus  
und ein — wie ein Blasebalg, während vom Haar  
des Tiers ein feiner Rauch in die blaue Frost-  
luft hinaufstieg. —

Die Stille wurde plötzlich von einer rostigen  
Türangel unterbrochen; auf dem Flur des Höfers  
wurde eine Tür mit roher Gewalt aufgerissen.  
Ein satanischer Lärm wälzte sich wie ein Strom  
aus der Ladentür heraus und ein starker be-  
zechter Mann in Lederjacke und Holzschuhen kam  
hinterrücks aus dem Lärm heraus. Die Mühe  
war ihm vom Kopf gefallen, aber quer über den  
Scheitel — bis tief unter das dünne graue Haar  
hinein — lief eine mächtige frische Wunde, aus  
der das Blut in drei sickernden Strömen über  
die Augen und die Nasenwurzel hinabließ. So-  
bald er den Arzt entdeckt hatte, steuerte er, so  
gerade es die obwaltenden Umstände zulassen  
wollten, auf den Doktorwagen los. Während der  
Mund von Flüchen und Anklagen verzerrt war,  
und während die hellen Tränen ihm aus den  
Augen rannen, kletterte er auf allen Vieren durch  
den Chauffeegraben, schlug seine Sacke in die  
Seitenwand des Wagens und rief zum Arzt  
hinauf:

„Wollen Sie mir eins sagen, Herr Doktor  
— ist es einem Christen gestattet, seinen Neben-  
menschen als Hackblock zu benutzen? Was?“

Hier sehen Sie selbst, wie ich zugerichtet bin!  
Vielleicht ist mir der Kopf für alle Zeiten ruiniert!  
Ist es nicht schrecklich mit so einem Menschen!  
Daß ers übers Herz bringen konnte, so an seinem  
besten Freund zu tun, der ihn immer gut be-  
handelt hat.“

Wer hat Ihnen diese Wicse gegeben, fragte  
der Arzt, sobald in dem rauschenden Wortstrom  
des andern eine kleine Pause entstand.

„Ja, wo ist er geblieben, der Satan.“

Der arme Kerl sah ganz verwirrt aus seinen  
verglasteten Augen. Plötzlich ruft er, während er  
mit dem Finger über das Feld hinauszeigt:

„Da läuft er! Ich erkenne ihn am Laufen!  
Mit dem rechten Schinken legt er sich etwas auf  
die Seite! Nun könnt Ihr selber den Burschen  
betrachten! Justement, der hat mir das Pflaster  
aufgelegt. Da — he, he, he — da läuft er, Gott  
verdamm mich, über Berg und Tal — genau wie